

## **Abschreiben erlaubt, Herr Professor!**

Weltwoche Nr. 50. 15. Dezember 2005

Von Christian Aeberli

Schwatzen und trödeln: Das Personal der Schweizer Hochschulen benimmt sich wie Erstklässler. Dabei könnte erstklassig Geld verdient werden. Vom Nachbarn lernen heisst lehren lernen.

In rasantem Tempo wächst zurzeit ein weltweiter Hochschulmarkt heran. Während zwischen den Wissenschaftlern seit je Konkurrenz herrschte, entsteht heute ein Wettbewerb zwischen den Hochschulen. Sie kommen unter Druck: Bildung und Forschung sind Produkte, für die auf dem Markt geworben werden muss. Damit nimmt der Wettbewerb um leistungsfähige Studierende, öffentliche Gelder, Drittmittel für die Forschung sowie exzellente Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu.

Immer mehr junge Leute möchten für sich eine bessere Ausbildung erwerben. An vielen Orten entstehen deshalb neue Hochschulen, vor allem in Osteuropa, Asien oder Südamerika. Sie fordern zunehmend auch die Schweizer Hochschulen heraus, die durch überfüllte Hörsäle und schlechte Lehrqualität auf sich aufmerksam machen. Es sollte hellhörig machen, dass es zum Beispiel in Warschau englischsprachige Master-Studiengänge gibt und dass dort ein Institut für Biomedical Engineering mit medizintechnischen Forschungsergebnissen vom Feinsten aufwartet.

Oder dass die amerikanische Webster University auf der ganzen Welt neue Universitäten eröffnet. Selbst in China. Dort bewilligte die Regierung Webster anfänglich 50 Studienplätze; als sich jedoch 1200 Chinesinnen und Chinesen einschreiben wollten, wurde die Zahl auf 350 erhöht. Aber auch in Europa tut sich einiges. So wollen die Engländer die Zahl der Hochschulabsolventinnen und -absolventen auf fünfzig Prozent anheben.

Einzig in der Schweiz bleibt es still. Das komplizierte Hochschulsystem beschäftigt sich vor allem mit sich selbst. Es wird administriert, kontrolliert und verwaltet. Hierzu steht den sieben kantonalen oder interkantonalen Fachhochschulen mit rund sechzig Teilschulen, den zehn kantonalen Universitäten und den beiden Eidgenössischen Technischen Hochschulen ein aufgeblähter Verwaltungsapparat gegenüber: nämlich das Staatssekretariat für Bildung und Forschung im Departement des Innern von Bundesrat Pascal Couchepin, das Bundesamt für Berufsbildung und Technologie im Volkswirtschaftsdepartement von Bundesrat Joseph Deiss, die 26 kantonalen Erziehungsdirektionen, die Eidgenössische Erziehungsdirektorenkonferenz, der Schweizerische Universitätsrat, die Eidgenössische Fachhochschulkommission, der ETH-Rat, der Schweizerische Wissenschafts- und Technologierat und so weiter.

## **Fehlende Autonomie**

Diese vielen Akteure blockieren sich oft gegenseitig. Es herrscht ein Durcheinander und eine Überregulierung; zu viele Stellen sind für den Hochschulbereich zuständig - oder meinen es zumindest. Die Handlungsfähigkeit der Universitäten und Fachhochschulen ist durch zahlreiche Erlasse vom Bund und von den Kantonen stark eingeschränkt. Die vielgepriesene Autonomie der Hochschulen ist noch an einem kleinen Ort. Weil er vor der Schule für einhundert Franken pro Monat «eigenmächtig» einen Parkplatz für Besucherinnen und Besucher gemietet hatte, schickte der Kanton Bern dem Präsidenten seiner Fachhochschule eine mehrseitige Rechtsbelehrung. Der Parkplatz wurde dann trotzdem noch bewilligt.

Trotzdem schlagen sich die Schweizer Hochschulen im internationalen Wettbewerb überraschend gut. In der Rangliste der Jiao-Tong-Universität in Schanghai mit den besten Universitäten der Welt aus dem Jahre 2005 klassieren sich unter den Top 100 drei

Schweizer Hochschulen: Rang 27 resultiert für die Eidgenössische Technische Hochschule Zürich (ETH), Rang 57 für die Universität Zürich, und Rang 91 belegt die Universität Basel. Im Ranking von The Times Higher, 2004 publiziert, befinden sich mit der ETH Zürich auf Platz 10 und der Ecole Polytechnique Fédéral de Lausanne (EPFL) auf Platz 32 nur noch zwei Schweizer Universitäten unter den Top 200. Die Unterschiede zwischen den beiden Ranglisten zeigen zwar, dass man sie mit einer gewissen Vorsicht behandeln muss. Die hervorragende Stellung der ETH ist hingegen kein Zufall. Und das «ferner liefern» der übrigen Schweizer Hochschulen ebenfalls nicht.

Die ETH profitieren davon, dass ihnen die direkte Unterstellung unter den Bund grössere Freiheiten und Autonomie und vor allem mehr Geld bringt. Zudem wählen Lausanne und Zürich die ausländischen Studierenden aufgrund eines Bewerbungsdossiers und allenfalls einer zusätzlichen Prüfung aus. Das erlaubt es, aus dem Ausland nur die besten Studierenden aufzunehmen und dadurch das Niveau schon bei Studienbeginn hoch zu halten. Die Schweizer dagegen werden erst im Verlauf des Studiums mittels Prüfungen selektioniert. Dies ist zwar die teurere Variante; das Ergebnis ist jedoch ungefähr das gleiche. Gemäss Aussage des Vizepräsidenten des ETH-Rats kostet die hohe Drop-out-Quote von Studierenden im ersten Studienjahr rund vierzig Millionen Franken.

### **Win-win-Rezepte**

Weltweit wächst die Zahl der Studentinnen und Studenten. Man muss nicht über hellseherische Fähigkeiten verfügen, um vorauszusagen, dass die Nachfrage nach Hochschulplätzen in Europa und besonders auch in der Schweiz in den nächsten Jahren explodieren wird. Und damit wird auch die Zahl der Studierenden an den Hochschulen stark steigen. Gleichzeitig laufen an den Universitäten und Fachhochschulen Bestrebungen, die Qualität zu verbessern und Exzellenz zu fördern.

Das klingt zwar alles schön und gut, es hat aber einen entscheidenden Haken. Das Ganze darf den Staat nicht viel mehr kosten, weil das Geld nicht vorhanden ist. Wie soll das gehen? Ein Massnahmenplan in fünf Punkten:

1 - Nicht alle Hochschulen sind gleich. Also braucht es den Mut zum Unterschied. Es ist nicht nötig für eine Spitzenforschung und auch nicht bezahlbar, dass alle 17 Schweizer Fachhochschulen und Universitäten gleich ausgestattet werden. Ebenso wenig ist es nötig, dass jede Hochschule ein Angebot in voller Breite bieten kann.

2 - Nicht alle Studiengänge sind gleich betreuungsintensiv. Das Betreuungsverhältnis zwischen Professoren und Studierenden muss optimiert werden. In einigen Studiengängen ist die Betreuungsrelation komfortabel, in vielen ist sie jedoch miserabel. Die Betreuungsintensität der Studierenden ist je nach Hochschule und Studiengang unterschiedlich auszugestalten und nicht für alle gleich schlecht.

3 - Nicht alle Professorinnen und Professoren sind gleich. Die Anstellungsbedingungen für das Personal sind zu flexibilisieren und den Hochschulen zu überlassen. Die Hochschulen sollten ihr eigenes Besoldungssystem festlegen können. Konkret wäre es dann möglich, dass die Hochschulen Professorenstellen vorerst nur auf eine beschränkte Zeit einrichten und diese nur bei Erfolg verlängern.

4 - Nicht alle Studierenden sind gleich. Die Hochschulen müssen die Studierenden selber auswählen dürfen. Sonst lässt sich weder die geforderte Differenzierung der Institutionen und der Studienprofile realisieren, noch werden die hohen Abbrecherquoten reduziert. Nur für die von ihr selber ausgewählten Studierenden kann eine Hochschule die Verantwortung für den Studienerfolg übernehmen. Zudem bestimmen sich die Qualität und das Renommee von Hochschulen weitgehend durch die Leistungsfähigkeit der Studierenden. Diese Erkenntnis machen sich fast alle erfolgreichen Hochschulen der Welt zunutze - heissen sie nun Harvard oder Oxford.

5 - Nicht alle Finanzmittel sind vom Staat aufzubringen. Studiengebühren sind gerechtfertigt. Zudem muss die private Finanzierung ausgeweitet werden, indem die Hochschulen durch mehr unternehmerische Tätigkeiten (z.B. Weiterbildungsangebote) zusätzliche Mittel erwirtschaften. Vor allem aber sollten sie die Höhe der Studiengebühren selber bestimmen dürfen. Als Folge davon kann es durchaus sein, dass in Zukunft ein Studium in Genf etwas mehr kostet als in Freiburg. Oder dass Medizinstudenten für die Ausbildung mehr bezahlen als Studentinnen der Jurisprudenz. Heute werden die sehr tiefen Studiengebühren von den Regierungen der Kantone festgelegt. Sie betragen etwa sechshundert Franken pro Semester; pro Vorlesungsstunde ist das ungefähr ein Franken und achtzig Rappen, also weniger als das Trambillet zur Hochschule.

### **Rentable US-Universitäten**

Wenn diese Massnahmen umgesetzt werden, hat die Schweiz, im Zentrum von Europa gelegen, beste Voraussetzungen. Und es ist sogar an einen Ausbau der schweizerischen Hochschullandschaft zu denken. Denn Bildung wird zum Geschäft, weil Bildungsinvestitionen einen vielfältigen Gewinn an die Gesellschaft und die Wirtschaft abwerfen. Dieser Return on Investment kann teilweise beziffert und beschrieben werden.

Insbesondere die amerikanischen Spitzenhochschulen sorgen für hohe Renditen. In New York City ist Bildung das umsatzmässig drittstärkste Business hinter dem Finanzgeschäft und dem Tourismus. Die staatliche University of California generierte im Finanzjahr 2000/01 aus einem staatlichen Dollar vier zusätzliche Dollar. Möglich ist dies dank höheren Studiengebühren, steuerlich begünstigten Schenkungen und einer konsequenten Akquisition von Drittmitteln, vor allem über die Forschungsprojekte. Sogar in der Schweiz gibt es private Anbieter, die mit Hochschulbildung Geld verdienen. Mit jährlichen Studiengebühren von rund 10000 Franken gelingt es der Hochschule für Wirtschaft und Verwaltung in Zürich, einen Gewinn auszuweisen. Gewinn erwirtschaftet auch die sehr renommierte Hotelfachschule in Lausanne. Die Gebühren für das dreisemestrige internationale MBA-Programm betragen dort 48500 Franken.

### **Immaterielle Gewinne**

Noch wichtiger für ein Land als der finanzielle ist der humane Gewinn der Hochschulbildung. Viele Ausländerinnen und Ausländer kehren nach Beendigung ihres Studiums nicht mehr ins Heimatland zurück. Bei den asiatischen und indischen Doktorandinnen und Doktoranden liegt dieser Anteil bei über achtzig Prozent. Das Humankapital dieser jungen Leute bleibt somit dem Land, in dem sie ausgebildet wurden, erhalten. Aber auch diejenigen, die die Schweiz nach dem Studium wieder verlassen, bleiben dem Land emotional und auch durch Kontakte verbunden. Daraus resultieren häufig Geschäftsbeziehungen oder auch regelmässige Ferientaufenthalte.

Die Hochschule Schweiz platzt heute bereits aus allen Nähten. In St. Gallen wird Schritt für Schritt gebaut, während der Studienbetrieb in Provisorien weiterläuft. Und in Zürich expandiert die Universität nach Zürich-Nord; als Folge davon müssen die Studierenden pendeln. Der Weiterbau der Hochschule Schweiz findet zwar statt, ein substanzieller Ausbau erfordert jedoch weitere Standorte, neue Anbieter und unkonventionelle Lösungen.

So könnte beispielsweise der Bund die Harvard University anfragen, ob sie in der Schweiz einen Europacampus errichten möchte, und ihr dazu das Gelände des bald stillgelegten Militärflugplatzes Dübendorf zur Verfügung stellen. Oder wie wäre es, wenn der Bund dort selber die Swiss International University betriebe?

Wenn die Schweiz diese Chancen nicht packt, machen es andere. Und es droht ein Abstieg in die zweite Bildungsliga, der für das Land verheerende Folgen haben könnte.

Christian Aeberli ist Bildungsexperte bei Avenir Suisse, dem unabhängigen Think-Tank in Zürich.